Nummer 145 Montag, 25. Juni 1923

# Berliner Familien-Zeitung

## Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HENNING DUDERSTADT

[9. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Genau wie dunnemals suchen ihre Töchter nach Adeligen wie der Kalifornier nach Gold, und ich habe nun das Glück gehabt, mich in eine Frau wirklich mehr oder weniger ernsthaft zu verlieben, die ihr reichliches Geld damit verdient, auf durchaus rechtlichem Wege exotische Fürstlichkeiten, wie den König von Georgien, der in der Johann-Heinrich-Straße residiert, und ähnliche Potentaten zur Verleihung von Orden und Titeln zu veranlassen, frühere Pferdediebe in den akademischen Grad eines Doktors von Minnesota zu erheben, verkrachte Barone zu sogenannten Namensheiraten zu bewegen, mehr oder weniger kinderlosen, am Rande der Entmündigung stehenden Grafen Adoptivkinder auf den Hals zu laden und Aehnliches mehr."

„Hochinteressant, lieber Ari!"

„Modernes Berlin! Zwanzigstes Jahrhundert, Untergang des Abendlandes, wie die Zeitungen sagen. Noch zwei Hennessn. Meine jetzige Frau also, um endlich den Pudel auf den Kopf zu treffen, früher ganz simpel Fräulein Bernewitz genannt, hat noch nie so glänzende Geschäfte gemacht, wie seit dem Tage, wo sie sich in mich verliebte, mich als Kuckucksei durch ihren Günstling, den gänzlich ramponierten alten Traugott adoptierenderweise in den Grafenstand erheben und dann zum Standesamt schleppen ließ."

„Fabelhaft."

„Geht Tollriegel, was?"

„Wirklich, Ari."

„Bleibt aber entrenant!"

„Selbstverständlich."

Im Grunde kam Karl Alfred die Sache doch etwas jämmerlich vor. Gar zu dekadent, mächtig nach Versorgungsanstalt riechend. Aber, du lieber Gott!

Als sie wieder in ihre Nische zurückkamen, waren die Damen von neuem in Zoppot.

„Wissen Sie übrigens, Frau de Nora." — Lissy ließ sich immer nur „Frau" titulieren, trotzdem sie weiß Gott nicht verheiratet war. Es gab mehr Gewicht. — „Der kleine Baron Lerchenberg, der damals mit der Betty Ritschbeck vom Klopstock-Theater zusammen war und so verteufelt in der Roulette verlor, hat inzwischen eine Bombenpartie gemacht: Kriegsgewinnler, Lebensmittelschieber, tolle Millionen. Hat zwei eigene Autos, eigene Pferde laufen ereiera."

„Ein eleganter Junge, der kleine Baron."

Man war bei der vierten Flasche. Die Damen verlangten zu essen.

Aus dem Fünfuhrtee wurde das Dinner. Man hatte Appetit bekommen.

Die Musik spielte die Fascination.

Einige Paare tanzten, ganz langsam, Schritt für Schritt, mit unbewegten Gesichtern, als trügen sie Masken. Ganz wie es die Mode verlangte.

### 4. Kapitel

„Ihr kommt also mit?"

„Versteht sich, Ari! Lissy hat doch befohlen."

Man hatte zu vieren beim Langustenschuise gegessen, jetzt stand man auf. Gefolgt von den Blicken des halben Lokals, verließen Lissy de Nora und die Gräfin Traugott-Wachenfeld, Arm in Arm und etwas allzulaut lachend, Aribert und Karl Alfred Toppidi, die unentbehrliche Zigarette zwischen den Fingern, die Gesichter alle etwas durch Alkohol gerötet, die Schlemmerstätte des Westens.

Wiederholt war man in den letzten drei Wochen zusammengewesen: Einmal hatte der Flimmerich zu einem Flimmertee gebeten, das andere Mal traf man sich abends in der nicht geschmacklosen Wohnung der Gräfin, das dritte Mal ging man ins Theater, um nachher noch einen Bummel zu machen. Es war ein Leben in dulci jubilo.

Nur gut, daß Toppidi erst jetzt wieder eine außeretatsmäßige Gehaltserhöhung bekommen und zudem eine längere Novelle ziemlich gewinnbringend verkauft hatte! Woher sollte man sonst auch das Geld nehmen? Und Lissy war anspruchsvoll!

Beim Camembert hatte die Gräfin heute das Wort „Baccarat" fallen lassen. Wie eine Viper stürzte sich Lissy darauf. „Gräfin, das ist ja großartig. Wo spielt man? Denken Sie, seit vierzehn Tagen rührte ich nicht eine Karte an."

„Das ist in der Tat erschütternd", meinte der kleine Aribert und lächelte mokant.

„Wir haben unsern Klub in Charlottenburg, Frau de Nora", sagte Maud Traugott. „Wenn es Ihnen Spaß macht, fahren wir heraus."

„Wundervoll. Du, Fred, das machen wir."

„Warum sollen wir nicht herausfahren, Kind?"

Karl Alfred hatte sich mit Fleiß eine etwas nonchalante Sprache angewöhnt, das verlieh einem den Glanz einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber den Dingen, die imponierte. Vom Bar hatte er im Augenblick nur eine dumpfe Vorstellung. Gewitz, in den Kriegskasinos hatte er vor Jahren ein oder das andere Mal mitgemacht, die acht und die neun waren gut, sonst kaufte man, das heißt, nur wenn man unter fünf oder sechs hatte, die Bilder zählten wie beim Stat, oder nein, sie zählten überhaupt nicht. Na, man würde sich schon wieder hereinfinden. Schwerer als Schach war das Spiel sicherlich nicht, das erinnerte er sich genau.

Man nahm ein offenes Auto und fuhr nach Charlottenburg. Der Frühlingswind pfiff um die Ohren nach der drückenden Wärme beim Langustenschulze. Die Herren klappten die Mantelkragen hoch: Es zog in den tiefen Ausschnitt der Abendanzüge.

Es war nicht üblich, direkt vor dem Hause in der Malepartusstraße zu halten. Das konnte in der Nachbarschaft Aufsehen erregen. Das konnte in der Malepartusstraße zu halten. Das konnte auffallen. So ging man denn eine Ecke zu Fuß.

Die Gräfin schien bekannt zu sein: Kaum daß sie das Stichwort des Abends „Coeur-König" sagte, winkte ein nicht unelegant gekleideter junger Mann an der Haustür ab und begrüßte sie ziemlich kordial. Es ging eine Treppe nach oben.

In der durchschnittlich eingerichteten Wohnung leidlich situierter Bürgersleute waren etwa 25 bis 30 Menschen, Männer und Frauen durcheinander. Durch ein halbdunkles Zimmer kam man in einen Raum, der am Tage zum Essen dienen mochte und für die Nacht sich zum Spielsaal wandelte. Auch den zweiten Spanner an der Wohnungstür hatten die vier glücklich hinter sich, sie standen im Allerheiligsten.

Trotzdem hier wenig gesprochen ward und alle Aufmerksamkeit auf die Karten konzentriert war, spürte man doch bei den Herren einen gewissen Ruck, als Lissy de Nora-Caverno eintrat. Selbst der Bankhalter, ein Herr im Cut mit Schmissen im Gesicht, der Rechtsanwalt oder Arzt sein mochte und unbeweglich eine Karte nach rechts, eine nach links, eine in die Mitte gab, fuhr einen Augenblick in die Höhe. Sonst schien man sich hier so ziemlich untereinander zu kennen, zum mindesten den Gesichtern nach.

Die Gräfin und Lissy setzten sich und pointierten, Aribert stand hinter ihnen und schob kleine Summen heran, Toppidi beobachtete erst.

Eine eigentümliche Gesellschaft! Die ältere Dame da drüben mit den Perlen in der Größe von Taubeneiern ließ die Lorgnette nicht vom Auge und rutschte aufgeregt, Worte nur mühsam unterdrückend, auf dem Stuhl hin und her. Verglich man die Höhe ihrer Einsätze mit der prallen Fülle ihrer Geldtasche, so wunderte man sich über ihre Erregtheit, aber ihr breites, fast brutales Gesicht vibrierte. Dem wie aus Stäbchen gebauten Manne neben ihr mit dem zerknitterten Gesicht, das Karl Alfred irgendwie aus der Literatur oder vom Theater her bekannt war, schien tatsächlich und ohne Heuchelei über den Dingen zu stehen: er gewann und verlor mit einer so impertinenten Gleichgültigkeit, daß man frappiert hinschauen mußte. Drüben das Ehepaar, das sehr lebhaft spielte und sich halblaut auf französisch unterhielt, sprach in dieser schweigsamen Runde in einer Minute mehr als die andern in einer Viertelstunde; jetzt erkannte Karl Alfred an dem besonderen Rasellaut, daß sie aus der Schweiz waren. Unweit des Bankhalters, auf der Rechten der Galerie, stand ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren: Karl Alfred vermeinte aus seinen einst scharfen, jetzt scheinbar verfallenden Zügen und der aus Vorsicht und Wagnis gepaarten Haltung auf den Verbrecher schließen zu müssen, nicht zwar den Mann der Rohheitsdelikte, der mit dem Schlagring dreinschlägt, sondern den Sünder der Großstadt, der mit allem Raffinement seines Zeitalters dem heimlichen Gewerbe nachgeht.

„Das echauffiert nicht", sagte die Gräfin zu Lissy, als die Bank den kleinen Schlag aufdeckte.

„Bitte das Spiel zu machen . . ."

Der Bankhalter sprach monoton.

„Wenn das Spiel gemacht ist: auf die gesetzten Beträge, nichts geht mehr."

„Rechts, links, Mitte, rechts, links, Mitte, Kaufen Sie?"

„Danke sehr."

„Sechs, sechs, fünf. Rechts und links gewinnt."

Die Bank zahlte. Karl Alfred schob hundert Mark vor. Er war wieder im Bilde.

„. . . nichts geht mehr."

Seine Seite deckte die neun auf: Großer Schlag!

Drüben gab es einen Zwischenfall: Irgendein Versehen mußte vorgefallen sein.

„Wir spielen doch hier nicht um Murmeln!" kreischte die dicke Dame in Perlen.

„Ich habe in der Tat Schuld, ich mußte aufdecken", sagte ein junger Mann mit puterrotem Kopf. „Ich hatte die acht."

„Pech", meinte der Bankhalter. „Carte fausse?" fragte der Westschweizer aufgeregt.

„Wenn das Spiel gemacht ist . . .

Karl Alfred hatte seinen verdoppelten Einsatz stehen lassen. Man bekam die vier, die Bank hatte drei. Karl Alfred setzte sich. Wieder stand sein Satz: er bekam diesmal die zwei Karten, Man sah interessiert.

„Großer Schlag, die neun." Wieder zahlte die Bank.

„Kolossal", sagte der Verbrechertyp. Auch der Bankhalter wurde nervös.

„Auf die gesetzten Beträge . . ."

Wieder stand Toppidis Satz.

„Bitte sehr."

Hier war die sieben, drüben die fünf. Toppidi steckte die eintausendsechshundert Mark ein.

„Wenn Sie kein Glück haben, nehme ich die Bank", sagte, monoton plätschernd, der kleine Literat.

„Bitte sehr."

Man wechselte.

„Ich brenne fünf. Bitte die Coupe."

Karl Alfred Toppidi ging ans Fenster und steckte sich eine Zigarette an. Man hatte zwar die Rolläden des Lichtes und der Akustik wegen heruntergelassen, aber immerhin das Fenster geöffnet. Es lag ein ziemlicher Rauch in der Stube. Das Nikotin und allenfalls ein Kognak waren hier die einzigen Stimulantia.

Toppidi holte tief Atem, als wolle er seine Lunge mit Nachtluft füllen. Als er wieder an den Tisch trat, winkte Lissy de Nora ihn zu sich. „Du, Fred, ich habe dreihundert Mark gewonnen."

„Gratuliere!"

„Sie haben einen guten Schlag heute, Herr Toppidi", sagte die Gräfin Maud halblaut.

„Einigermaßen", meinte Karl Alfred mit gemachter Erhabenheit.

„Wir sitzen im Pech", warf Ari dazwischen und lächelte. Aber auch das war gekünstelt. Kein Mensch verliert gern, dachte Toppidi.

Er ward beachtet, als er an seinen Platz ging. Viermal hintereinander den Einsatz zu verdoppeln, das war immerhin ungewöhnlich!

Er nahm sich vor, bedächtig zu spielen, allein schon, um nicht den Nimbus des Gewinners zu verlieren. Gut, daß er nüchtern war, das hielt ihn verständig! So schob er denn 100, auch 150 Mark vor, und im allgemeinen blieb ihm das Glück treu, wenn auch der zarte, degenerierte Literat die Bank mit mehr Erfolg handhabte als sein Vorgänger.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Henker von Ferrara

### Ein Familienereignis aus dem Hause Este

An jene bekannten Vorgänge, die den „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm von Preußen nicht nur zum Henker Kattes, sondern beinahe auch zu dem seines eigenen Sohnes, des nachmaligen Fridericus Rex, machten, werden wir durch ein abscheuliches Blutgericht aus der Geschichte des Markgrafen Niccolò von Este (gest. 1441) erinnert. Die Geschichtsbücher beschränken sich darauf, diesen Fürsten von Ferrara als Förderer der Gelehrten und Künstler während der Blüte der italienischen Literatur zu bezeichnen. Den unglaublichen Vorgang aus dem Jahre 1425, der für die Bewohner Ferraras so verhängnisvoll werden sollte, übergehen die Chronisten des später österreichisch-estischen Hauses mit Vorliebe. Jedenfalls war der Markgraf von Este ein unbeugsamer Despot von reinstem Wasser. Dem Manne wurde 1405 von seiner ersten Gattin ein Sohn, namens Ugo, geschenkt, der zu einem hoffnungsvollen, schönen, sich lebhaft für die Künste interessierenden Jüngling heranreifte. Parisina Malatesta, Niccolòs zweite Gattin, behandelte den Stiefsohn anfangs mit wenig Zuneigung, zum Leidwesen des Markgrafen, der seinem Sohn besonders zugetan war. Eines Tages bat die Markgräfin, eine Reise unternehmen zu dürfen, und ihr Gatte willigte unter der Bedingung ein, daß Ugo sie begleite, denn dadurch hoffte er, daß sie endlich ihre hartnäckige Abneigung gegen ihn überwände. Dieser Zweck wurde in der Tat nur zu gut erreicht, da sie während der Reise nicht nur ihre Antipathie gegen den Prinzen völlig ablegte, sondern in das entgegengesetzte Extrem verfiel. Nach ihrer Rückkehr hatte Niccolò III. keine Ursache mehr, sich über Lieblosigkeiten seiner Frau gegen den Stiefsohn zu beschweren. Eines Tags aber fand ein markgräflicher Diener, Giorgio, eine Zofe der Markgräfin ganz außer Fassung und in Tränen auf dem Korridor und erfuhr von ihr, daß sie von der Markgräfin wegen eines geringen Versehens geschlagen worden sei. In ihrem Zorn fügte sie hinzu, daß sie sich leicht rächen könnte, wenn sie die sträflichen Vertraulichkeiten, die zwischen der Markgräfin und ihrem Stiefsohn stattfänden, an die große Glocke hinge. Giorgio hinterbrachte das dem Markgrafen, der erst seinen Ohren nicht trauen wollte, dann aber (am 18. Mai 1425) sich durch ein in der Decke angebrachtes Loch davon überzeugte, was im Schlafzimmer seiner schönen Frau vor sich ging. Er brach in heftigste Wut aus und ließ sofort beide verhaften, zusamt dem Kammerherrn der Markgräfin, Nangoni v. Modena, und zweien der Kammerfrauen, in denen er Helferinnen der sündigen Tat sah. Er ließ alle vor ein eilig berufenes Gericht stellen, welchem er befahl, das Urteil in herkömmlicher Form über die Schuldigen zu fällen. Es lautete auf Tod. Einige verwandten sich zugunsten der Verbrecher, unter ihnen Ugaccion Contrario, der sonst beim Markgrafen alles vermochte, und der besahrte und hochverdiente Minister Alberto dal Sale. Beide flehten ihn mit Tränen in den Augen und auf ihren Knien um Gnade an; sie brachten alle erdenklichen Gründe vor, um den Schuldigen Vergebung zu erwirken, besonders aber hoben sie die Beweggründe der fürstlichen Ehre und des Anstandes hervor, welche ihm geboten, ein so ärgerlichen Vorfall geheim zu halten. Aber seine Wut machte ihn unbeugsam, und er befahl, den Spruch unverzüglich zu vollstrecken.

So wurden denn in dem Schloßgefängnisse, in jenen schrecklichen Verliesen, die man noch heute unter dem sogenannten Aurora-Zimmer sieht, am Fuße des Löwenturms in der Via Giovecca, in der Nacht des 21. Mai zuerst Ugo und dann die Markgräfin enthauptet. Giorgio, der sie angeklagt hatte, führte letztere an seinem Arm zur Richtstätte. Sie hatte sich die ganze Zeit eingebildet, man werde sie in einen Brunnen stürzen, und fragte bei jedem Schritte, ob sie noch nicht an Ort und Stelle sei. Man sagte ihr, daß der Spruch auf das Beil laute. Sie fragte erschauernd, was aus dem Prinzen geworden sei, und als sie die Antwort erhielt, daß er schon hingerichtet sei, schrie sie auf: „Nun mag ich auch nicht mehr leben!" Vor dem Blocke angelangt, nahm sie mit eigner Hand all ihre Schmuckfachen ab, band sich ein Tuch um das Haupt und erlitt so den Todesstreich, der den grausamen Auftritt beschloß. Ein Gleiches geschah mit dem Kammerherrn Nangoni.

Tags darauf gelangte der markgräfliche Wüterich zu der Erkenntnis, daß es notwendig sei, seine Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit bekannt zu machen, und deshalb ließ er einen Bericht darüber aufsetzen und sandte ihn an alle Höfe Italiens. Als der Doge von Venedig, Francesco, diese Nachricht empfing, befahl er ohne Angabe seiner Gründe, die Zurüstungen zu einem Turnier einzustellen, das unter den Auspizien des Markgrafen und auf Kosten der Stadt Padua auf dem Marktplatze zur Feier seiner Erhebung auf den herzoglichen Thron abgehalten werden sollte. Der Markgraf von Este wütete weiter; nachträglich befahl er noch in einem unbegreiflichen Rachezanfall, alle verheirateten Frauen, die ihm als untreu bezeichnet wurden, oder als Ehebrecherinnen verdächtig waren, sofort zu enthaupten. Diese Strafe erlitt unter vielen anderen die eigene frühere Geliebte des Markgrafen, Barbetina, die Gattin des Oberhofrichters, auf dem gewöhnlichen Richtplatze im Stadtviertel San Giacomo, gegenüber der jetzigen alten Zitadelle San Paolo.

Der regierende Markgraf überlebte die Hinrichtung sechszehn Jahre. In Frizzis „Geschichte von Ferrara" findet sich der Vermerk, daß sich Untertanen fanden, die den Mann, der an seinen nächsten Verwandten die strengste Justiz übte, nicht etwa verabscheuten oder tadelten, sondern mit Lob überhäuften.

**Schmidt-Hg.**

## Fische von vorgestern

### Nur für Feinschmecker!

Die Liebhabereien sind verschieden. Die Bengalesen sind von jeher mit einem unerschöpflichen Reichtum von schmackhaften Fischen gesegnet gewesen, die ihnen einer der fischreichsten Flüsse der Erde, der große Nährvater Ganges, auf die Tafel schickt. Aber obwohl der Hindu Unterbengalens auch den kleinsten Fisch nicht verschmäht, so hat er doch von dem, was gut schmeckt, seine für ihn individuale Privatansicht. Die Bengalen wollen nämlich vom Einsalzen oder Räuchern der Fische nichts wissen. Die gefangenen Fische werden gespalten und die Hälften in der glühenden Sonne zum Trocknen aufgehängt. Der primitive Konservierungsprozeß vollzieht sich unter Indiens Sonne sehr rasch; die betreffende Umgegend wird natürlich dabei ausgiebig verpestet. Nach diesen gedörrten und weithin duftenden Fischen herrscht eine große Nachfrage, auch in den besseren Klassen der Eingeborenen. Die Liebhaberei, faule Fische zu genießen, ist allgemein, und man kann sich denken, wie ungünstig diese Gepflogenheit auf die sanitären Verhältnisse einwirken muß, besonders in einem Lande, in dem die Cholera ihr Standquartier hat. Die britische Regierung hat sich schon alle erdenkliche Mühe gegeben, den Geschmack der Bengalen zu korrigieren und das Räuchern und Einsalzen populär zu machen, aber ohne nennenswerte Erfolge. Seit den grauen Zeiten des großen Manus, des Gesetzgebers, haben die Hindus angefaulte, stinkige Fische gegessen und gegessen. Warum sollten sie ihrem Magen plötzlich Experimente mit geräucherten und gesalzenen Fischen zumuten? Ihnen gilt das Wort: Der Magen ist unser bester Freund; was er haben will, muß er haben. Denn wer wird seinem besten Freund etwas abschlagen?

**Exoticus**

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Better; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Hoppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Grün; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesendete Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.